Atemnot des Ichs

BUCHKRITIK: Martin Walser treibt in seinem Roman „Das dreizehnte Kapitel“ ein heiter-ernstes Spiel mit dem Glauben – und mit sich selbst.

Der heimliche Held dieses Romans ist Karl Barth. Der 1968 gestorbene evangelische Theologe aus der Schweiz spielt für den am Bodensee verwurzelten, vom katholischen Milieu seiner Kindheit geprägten Martin Walser zunehmend eine wichtige Rolle.

In einem Essay für die „Neue Zürcher Zeitung“ hat Walser, 85, vor kurzem offenbart, Barth sei mit seinen Schriften für ihn „eine Erweckung“ gewesen: „Ohne ihn wäre mein Bedürfnis nach Rechtfertigung stumm geblieben und mutlos.“

Mit seiner Bewunderung für den Protestanten steht Walser keineswegs allein. Von Max Frisch über Botho Strauß bis zu John Updike haben viele Autoren auf Barth Bezug genommen, fasziniert nicht zuletzt von dessen Formulierkraft, von Sätzen wie diesem: „Die Wirklichkeit der Religion ist das Entsetzen des Menschen vor sich selbst.“

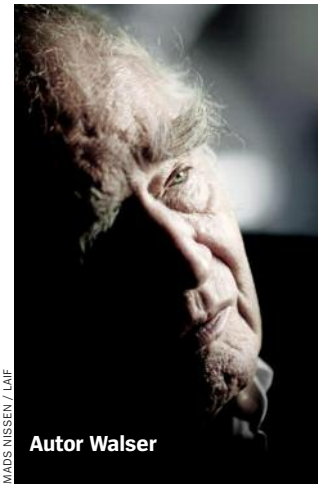
Barths 1919 erschienenes Hauptwerk „Der Römerbrief“, aus dem dieses Zitat stammt, spielt eine zentrale Rolle in Walsers Roman „Das dreizehnte Kapitel“. Ist Walser ein Jahr nach seinem bemühten und überladenen Glaubensroman „Muttersohn“ weiterhin auf der literarischen Suche nach Gott?

Ja, und es ist ein großartiges Buch daraus geworden. So beschwingt, schalkhaft und verführerisch hat Martin Walser lange nicht mehr geschrieben. „Das dreizehnte Kapitel“ kommt leicht und schlank wie die Novelle „Ein fliehendes Pferd“ daher, scharfsinnig und abwägend wie seine besten Essays.

Der Roman ist ein Selbstgespräch Walsers, inszeniert als Korrespondenz zwischen einer protestantischen Theologin und einem katholischen Schriftsteller – ein Gespräch nicht allein über das Religiöse und den Glauben, sondern auch über die Liebe, über Sehnsucht und Treue, über Verlust und Verrat. In Briefen und später auch in E-Mails streiten und versöhnen sich die beiden, necken und umschmeicheln einander. Rein platonisch.

Basil Schlupp hat die Professorin Maja Schneilin nur ein einziges Mal auf einem Empfang des Bundespräsidenten gesehen, einem Empfang zu Ehren des Molekularbiologen und Unternehmers Korbinian Schneilin, ihres Mannes.

Der Schriftsteller wagt einen ersten Brief („Sehr verehrte Frau Professor“). Er schwelgt in der Beschreibung ihres Gesichts und neidet noch nachträglich ihrem Tischnachbarn die „zierlichen Lachexplosionen“, die der ihr entlockt hat.



MADS NISSEN / LAIF

Autor Walser

Sie beißt an, distanziert noch, aber schon mit Karl Barth im Gepäck, ihrem „Lehrer aller Lehrer“, von dem Schlupp doch wahrscheinlich noch nie etwas gehört habe. Und sie mokiert sich stilkritisch über die „zierlichen Lachexplosionen“: „Wie soll denn das gehen?! Herr Schriftsteller!“

Die Korrespondenz kommt nur mühsam und kurvenreich in Gang, Fortsetzung stets gefährdet. Der schwärmerische Dichter Basil bringt die strenge Theologin Maja irgendwann sogar dazu, ihn im Brief zu duzen – doch dann kommt die große Frostigkeit. Er hat in einem Interview gesagt, dass das meiste, was in seinem Leben zwischen ihm und Frauen passiert sei, „aus Höflichkeit geschah“. Sie sieht sich verraten und schreibt, nun wieder per Sie: „Für Sie war es hundertmal geübte Routine.“

Er verteidigt sich zerknirscht. Sie donnert zurück: „Sie sind eben doch ein Katholik! Durch und durch! Das haben Sie intus, das Sich-nieder-Werfen der ganzen Länge nach mit ausgestreckten Armen! Karfreitagsliturgie.“

Mehr als einmal ertappt man sich als Leser bei dem Gedanken: Jetzt hat sie es ihm aber gegeben! Um sich dann klarzumachen, dass auch aus dem Mund der Theologin niemand anderes als Martin Walser spricht – mit seinem unverkennbaren Sound.

Und es gibt noch jemanden im Roman, der diesen Ton beherrscht: Iris, Basils Frau, auch sie Schriftstellerin. Heimlich schreibt der Ehemann für seine Theologin ein paar ihrer Notizen ab, etwa: „Jeder Satz, der mit ich beginnt, leidet an Enge und Atemnot.“ Typischer kann ein Satz von Walser nicht klingen.

Das Manuskript von Iris aber, das sie selbst vernichtet, trug den Titel „Das dreizehnte Kapitel“. Auch im berühmten Römerbrief des Apostels Paulus, um 55 n. Chr. entstanden, spielt das 13. Kapitel eine umstrittene Rolle. Es war Karl Barth, der das darin enthaltene Loblied auf die staatliche Gewalt neu deutete und die Staatsautorität in Frage stellte.

Schließlich aber tritt in Walsers Roman alle Theologie in den Hintergrund, denn eine tödliche Krebserkrankung von Majas Ehemann wird deren Bemerkung „Ich kann ohne ihn nicht leben“ auf eine sehr konkrete Probe stellen.

Die Spur der Briefpartnerin verliert sich am Ende in den Wäldern im Nordwesten Kanadas. Die letzte Mail-Sendung per iPhone stammt aus einem Neun-Seelen-Ort namens Eagle Plains, wo das Ehepaar Schneilin auf einer gemeinsamen letzten Radtour eintrifft.

Natürlich gibt es dort kein Mobilfunknetz mehr. Es ist ein geheimnisvolles Verschwinden irgendwo an jener „Grenze zwischen Himmel und Erde“, von der Karl Barth gesprochen hat.

Volker Hage

Martin Walser: „Das dreizehnte Kapitel“. Rowohlt Verlag, Reinbek; 272 Seiten; 19,95 Euro.